

der Großen Depression 1929 eine Phase der Deglobalisierung einsetzte, zogen sich die Investoren aus der Region zurück. Weil die Armut enorm anstieg, mussten neue Lösungen gefunden werden, wobei die Region durchaus Kreativität zeigte. Interessant in diesem Zusammenhang sind Calics Ausführungen über den rumänischen Wirtschaftswissenschaftler Mihail Manoilescu, der Industrialisierung durch Protektionismus und eine Abkopplung vom Weltmarkt erreichen wollte, womit er wiederum den Argentinier Raúl Prebisch beeinflusste, den Vordenker lateinamerikanischer Dependenztheorien. Die Idee vom starken, wirtschaftlich interventionistischen Staat war damit schon deutlich vor Anbruch des Realsozialismus geboren.

Das nebulös benannte Kapitel 8 „Globalization and Fragmentation“ behandelt die Zeit von 1945 bis in die Gegenwart. Hier betont Calic die Verflechtungen so stark, dass sie die Systemkonfrontation des Kalten Krieges fast herunterspielt. Stattdessen konstatiert sie, dass sich in Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg Konsumgesellschaften und relativ ähnliche Demokratievorstellungen entwickelt hätten – beides Punkte, in denen das realsozialistische System schlechter abschnitt und deshalb an Legitimität verlor. Hier kommen, ähnlich wie schon beim Mittelalter-Kapitel, strukturelle und ideologische Unterschiede doch ein wenig zu kurz.

Am Ende des Buchs, in ihrer „Conclusion: Southeastern Europe and the World“ hat Calic zumindest die europäischen Gesellschaften so stark miteinander verflochten, dass sie in vielem immer ähnlicher geworden erscheinen: „Independent of political differences, the societies in Europe (including southeastern Europe) unintentionally

became more similar – with respect to social stratification, demography, education, the spread of media and technology, as well as patterns of consumption, lifestyles, and values. These societies simultaneously became more complex, and social inequality grew, particularly after 1989“ (S. 560). Dieser etwas gleichmacherische Schluss macht es nicht leicht, sich die Ost-West-Spannungen im heutigen Europa historisch zu erklären.

Dennoch: Trotz einiger Schwächen und des eingangs erwähnten editorischen Rückschritts ist auch die englische Übersetzung von Calics südosteuropäischer „Weltgeschichte“ eine großartige, kluge und innovative Synthese, der eine große, globale Leserschaft zu wünschen ist.

Anmerkung:

- 1 K. Clewing/O. J. Schmitt (Hrsg.), Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2011; J. Lampe/U. Brunnbauer (Hrsg.), The Routledge Handbook of Balkan and Southeast European History, London 2020.

Claudia Bruns/Michaela Hampf (Hrsg.): Wissen – Transfer – Differenz. Transnationale und interdiskursive Verflechtungen von Rassismus ab 1700, Göttingen: Wallstein Verlag, 2018, 336 S.

Rezensiert von
Dennis Röder, Hamburg

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine internationale Rassismusforschung etabliert, die den Analyserahmen des Phäno-

mens erweitert und Erkenntnisse aus den vergleichenden Kulturwissenschaften, der Globalgeschichte oder den Postcolonial Studies rezipiert hat. Wenig Aufmerksamkeit wurde bisher aber auf den historischen Transferprozess rassistischer Denkmuster in einer transnationalen und intersektionalen Perspektive gelegt.

Dieses Forschungsdesiderat möchte ein 2018 von den Kultur- und Geschichtswissenschaftlerinnen Claudia Bruns und Michaela Hampf herausgegebener Sammelband angehen. Die Entstehung des Rassismus, so stellen die Herausgeberinnen in der ausführlichen Einleitung sehr stimmig fest, ist ein „transnationales Projekt“ (S. 34) gewesen. Gezielt soll deshalb in den Beiträgen nach den „transnationalen und Beziehungs- und Diskursgeflechten“ (S. 9) von Rassismus gefragt und vor allem „Transfers und Übersetzungsprozesse auf verschiedensten analytischen Ebenen“ (S. 9) ernst genommen und untersucht werden. Dieser höchst anspruchsvolle und abstrakte Bezugsrahmen auf das Phänomen Rassismus wird auf den Zeitraum ab 1700, auf die Verflechtungen zwischen Antisemitismus und Kolonialrassismen, auf die Differenzkategorien „Rasse“ und Geschlecht und im Wesentlichen auf die Untersuchungsräume Deutschland und die Amerikas fokussiert. Durch den Fokus auf die Amerikas wird ein bisher eher vernachlässigter, aber zentraler Raum in die internationale und deutsche Rassismusforschung integriert.

Sind die Konzentration auf bestimmte Rassismen und intersektionale Differenzkategorien durchaus sehr legitim und nachvollziehbar, so erschließt sich die Wahl des Zeitraums weniger. Hier entsteht eher die Gefahr einer analytischen

Engführung, die auch in dem Rassismusverständnis – lediglich gesehen in enger Verzahnung mit „Rasse“ – begründet liegt. Der Versuch einer kurzen Begriffsgeschichte der Kategorie in der Einleitung hätte darüber hinaus Zuschreibungen wie „Weiß“ und „Schwarz“ noch stärker im transnationalen Kontext historisieren und für die weiteren Beiträge in dem Sammelband als Richtschnur dienen können.

Wie so oft in Sammelbänden fällt daher nach einer sehr ambitionierten Einleitung die Qualität der einzelnen Aufsätze sehr unterschiedlich aus: Hervorzuheben in Sektion I („Koloniale Rassismen im circum-atlantischen Raum“) ist der Aufsatz von Norbert Finzsch, der den Topos von der „dying race“ längsschnittartig am Beispiel der Diskurse und Transfers in den USA, Australien und Deutschland nachzuweisen versucht. Er verknüpft durch diese Topos-Geschichte „extinktionistische Diskurse“ (S. 70) vor und nach Darwin und stellt anhand unterschiedlicher Beispiele „dying race“ als „ideologische Mehrzweckwaffe“ (S. 75) vor, den sich in den USA v. a. die Puritaner zunutze machten, der sich in Australien auf das „Terra Nullius“-Narrativ bezog und der in Deutschland in eugenischen Diskursen internalisiert wurde bis hin zu aktuellen populistischen „Deutschland-schafft-sich-ab“-Parolen. In seiner spannenden Analyse geht Finzsch auch (teilweise etwas spekulativ) auf die Akteure ein, die für den transnationalen Transfer des Topos in Frage kommen: Verwaltungsbeamte und Offiziere, Kartografen und Übersetzer, aber vor allem Historiker, die Verantwortliche für Völkermord in ihren Werken nicht benennen. Auf den amerikanischen Kontinent beschränkt bleiben die Analysen von Stefan

Rinke zu „Trans-amerikanischen Stereotypen“ und von Gabriele Dietze zu „Intersektionalitäten und Konjunkturen von Rassismus und Sexismus in amerikanischen Wahlkämpfen“. Dietze untersucht die tief verwurzelten historischen Kontinuitäten der „Überkreuzung von Macht- und Diskriminierungspositionen“ (S. 118) und macht für die US-amerikanische Geschichte die inoffizielle Regel „Race trumps gender“ aus, wie sie etwa im Wahlkampfduell zwischen Obama und H. Clinton abgerufen wurde. Die Niederlage Hilary Clintons führt Dietze darauf zurück, dass die Präsidentschaftskandidatin die historischen Wurzeln dieser inoffiziellen Regel nicht beachtet habe und dabei fälschlicherweise davon ausging, auch schwarze Frauen als natürliche Verbündete hinter sich zu haben. Dietze leitet aus ihrer Analyse die Erkenntnis ab, Entscheidungen und Entwicklungen nicht eindimensional zu lesen, da man nur einen Bruchteil der Problemlagen dadurch erfasse.

Sektion II ist auf die Rezeption von Kolonialismus und (Anti-)Sklaverei fokussiert. In den Aufsätzen geht es zum Beispiel um Kontinuitäten von rassistischer Bildsprache, die sich auch Anti-Sklaverei-Befürworter in ihrem Anliegen zu Nutze machte und dadurch reproduzierte (Aufsatz von Melanie Ulz) oder um die Bedeutung der Rezeption des Sklavenaufstands von Saint-Domingue im 19. Jahrhundert (Marie Biloa Onana). Die Berliner Kultur- und Geschichtswissenschaftlerin zeigt in ihrer Analyse von zeitgenössischen Romanen und Schriften aus Frankreich, Deutschland und Haiti auf, wie sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch die „transnationale Zirkulation“ des „Rassen-Wissens“ (S. 167) in der Literatur Zuschreibungen von

Höher- und Minderwertigkeit entlang der Hautfarben weiß und schwarz verhärteten und sich das eine (rassistische) Narrativ zum Sklavenaufstand immer mehr von dem Narrativ der Französischen Revolution abspaltete. Dass die transnationalen Diskurse allerdings „im Dialog standen“ (S. 168), wie Biloa Onana einleitend feststellt, hätte in den Ausführungen noch differenzierter und kriterienorientierter analysiert werden können.

Hervorzuheben in Sektion II ist der Aufsatz von Heike Paul. Die Amerikanistin geht dem Transfer eines „kolonialen Blicks“ von Deutschen auf „African Americans“ in den USA im Kontext des deutschen Kolonialismus in Afrika nach. Dazu hat sie 65 Texte von deutschen Reisechriftstellern in den USA zwischen 1870 und 1914 analysiert. Paul weist nach, dass ein Großteil der Autoren die Schwarzen in den USA mit einem zeitgenössischen kolonialen „Afrikablick“ analysierte, sie „afrikanisierte“ und nicht als Bürger der USA beschrieb (S. 195). Einen besonders kolonialrassistischen Ansatz weist Paul bei dem Anglisten Adolf Rambeau nach („Aus und über Amerika“, 1912), der die Lynchmorde als gerechte Strafe gegen „das viehische Vergehen der Schwarzen gegen die weiße Frau“ ansieht. Nur vier der 65 untersuchten Autoren kritisierten den Alltagsrassismus in den USA. Die Schlussfolgerung, dass „racism was ubiquitous and played a major part in constructions of whiteness in the US and Germany“ (S. 195) wirkt vor dem Hintergrund der sehr erhellenden Literaturanalyse aber etwas blass und hätte noch stärker vergleichend ausfallen können.

Sektion III („Transfers und Interrelationen zwischen kolonialen und antisemitischen

Rassismen“) öffnet in ihrem Anspruch den Blick auf die lange und verflochtene Geschichte von Rassismen. Der Aufsatz der Kultur- und Religionswissenschaftlerin Ulrike Brunotte verdient in dieser Sektion besondere Aufmerksamkeit, bietet er doch zahlreiche interessante Impulse, europäische Auseinandersetzungen zu „Jewishness“ und der „construction of otherness“ (S. 239) zu verknüpfen. Brunotte konzentriert sich auf die im europäischen Mittelalter kursierenden Hypothesen zu den „zehn verlorenen Stämmen Israels“. Im Kontext der Kolonisierung Amerikas wurde dieses Mysterium von den Puritanern aufgegriffen, welche die „Native Americans“ nun als Abkömmlinge der „Zehn verlorenen Stämme Israels“ identifizierten. Durch diese Erzählung konnten die Puritaner auf der einen Seite die Native Americans als „vagabond race“ und unzivilisiert darstellen und gleichzeitig die Konversion der vermeintlichen Juden zum Christentum betreiben. Brunotte zeigt mit ihren Ausführungen nicht nur, dass eine Trennung in (Kolonial-)Rassismus und Antisemitismus unhistorisch ist (etwa auch in der Bedeutung und dem Transfer des Kannibalen-Topos, S. 239), sie macht auch auf mythische und religiöse Versatzstücke aufmerksam, die für die Etablierung von rassistischen Denkmustern bedeutsam sind. Gleichzeitig zeigt diese Analyse exemplarisch, dass der zeitlich festgelegte Rahmen des Sammelbands „ab 1700“ für eine tiefgründige Erforschung von Rassismus eher hinderlich ist.

So bleibt der Gesamteindruck nach der Lektüre des Sammelbands insgesamt recht ambivalent. Positiv hervorzuheben ist besonders der Versuch, die internationale Rassismusforschung mit dem Blick

auf transnationale und verflechtungsgeschichtliche Perspektiven zu erweitern und mit Hilfe von „Dimensionen von Verflechtungs- und Transferprozessen“ (S. 9) ein Analyseraster aufzustellen, welches wiederum den Blick auf Rassismus und dessen Akteure im Transfer richtet. In diesem Sinne stellt der Sammelband einen wichtigen Beitrag auch zur Diskussion um historische Perspektiven von Rassismus in der deutschen Rassismusforschung dar. Es bleiben jedoch konzeptionelle Fragen (vor allem zum Rassismusverständnis und zur zeitlichen Eingrenzung der Thematik) und inhaltliche Ungenauigkeiten (etwa zum Bereich „Kolonialrassismen“ und zur Begriffsgeschichte des Rassismus), die einer weiteren Auseinandersetzung bedürfen. Als Geschichtslehrer würde ich mir weitere solch ambitionierte wissenschaftliche Studien zu Rassismus in historischer Perspektive wünschen, die noch konkreter die „nationalstaatlichen Verengungen“ (S. 9) aufbrechen können.

Emily Clark / Ibrahima Thioub / Cécile Vidal (Hrsg.): New Orleans, Louisiana & Saint-Louis, Senegal. Mirror Cities in the Atlantic World, 1659–2000s, Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2019, 253 S.

Rezensiert von
Jutta Wimmler, Bonn

Der Sammelband von Cécile Vidal, Emily Clark und Ibrahima Thioub zeigt einen